

(Nachdruck verboten.)

4) Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Es war nichts auszurichten gegen all diesen Spott; darum lagen sie aber doch so hilflos wie vorher draußen im Hafens.

Da ließ sich nur eines versuchen: das Boot mit aller Kraft wieder an die gleiche Stelle des Strandes zu rudern.

Die Fischhausweiberin kam neugierig bei der Thür heraus, um zu sehen, wie das ablaufen werde.

Die Kaffordinge ruderten drauf los, forkelten jedoch an einen Strick, der mittlerweile zwischen der Landungsbrücke und den Fischerbooten ausgespannt worden war. Der Angriff wurde also von neuem abge schlagen — Jauchzen und Goh! Nejer hörte wieder das Lachen des Mädchens.

Rager und zart wie zum Wegblasen . . . den ganzen Wind in dem geflickten grünen Rock, hielt sie sich, um sich weit hinauslehnen zu können, am Aufhitztaun fest und trat zugleich mit ihren schweren, plumpen Schuhen auf den Strick. Unter der Mütze hing etwas verfilztes schwarzes Haar hervor, das sie mit dem freien Arm aus dem beschmutzten, schmalen Gesicht zu streichen suchte; die Augen funkelten und der Mund stand weit offen, bereit, seine ganze Veredsamkeit herniederzusenden.

„He, Ihr da, habt Ihr Butter zu verkaufen? — Oder Käslaike unter den Garnen? — Merkt Ihr denn nicht, daß der Platz da dem Kaufmann selbst gehört? — Du, langer Innerfjording mit Deiner langen Nase, Du! — Wenn Ihr mit den Rudern Euch zu den grauen Hütten hinter dem Holm dort hinüber haken könnt, eh' jenes große Fischerboot von draußen kommt, so findet Ihr Ankerplatz genug! — Nun, Hansenfjording Du, steh' doch nicht da auf Deiner Ruderbank und gaff! — Deinen Gruß schenk' ich Dir! — Ja, ja, schaut, daß Ihr weiter kommt! No — jet!“

Die Kaffordinge hatten schon gewendet. Sie stemmten die Füße an und ruderten mit aller Macht quer über die Bucht, so daß sie fast an das Vordersteben des schweren Watnehbotes stießen, welches mit fallenden Segeln langsam einlief.

Daß Nejer ein wenig gestanden und gegafft hatte, kam davon, daß die dünne, blasse Fischmagd mit dem geflickten Kittel so merkwürdig zum Ansehen war; das war ganz etwas andres als die schwerfälligen, trägen Dauerndirnen im Kafford drinnen.

Ankerplatz fanden sie und zugleich Raum in einem Logierhause droben auf dem Land.

Und nun lagen sie im Gewimmel draußen an der Heringsküste, die mit Booten zu Hunderten vollgestopft war, mit Nachten, Schaluppen, Galeassen und Briggs, die mit Salz und der Hoffnung gekommen waren, frischen Hering zu kaufen — alles in der Feuchtigkeit und der unruhigen grauen See durcheinander Klatschend und plätschernd und schaukelnd, so dicht Seite an Seite gedrängt, daß man an vielen Stellen des Hafens über Boote und Fahrzeuge wie über eine Brücke ging.

So oft es in den Südwestnebeln sich ein wenig lichtetete, waren alle Holme voll von Deuten, welche hinauslugten — bleigraues Meer, regengrauer Himmel, schneelose, steingraue Schären! Einzelne Seebögel schlangen sich in die brandenden Wellen und stießen vorwärts, als gedächten sie den Meernebel, welcher den Horizont vermauerte, entzwei zu spalten, um nach dem Hering auszuspähen.

Seit Einbruch der Dämmerung hörte Nejer hier und da Musik, deren Töne der Wind vom Bachhaus herübertrug, und als es dunkel ward, lag eine neblig graue Helligkeit auf dem Gewimmel von Köpfen vor der Bude bis hinaus zur Plattform vor derselben.

Denn in der Sulzerei gab es Lustbarkeit und Saufgelage und Kaufereien und Tanz mit den Fischmägden.

Alle wollten ins Lagerhaus. Nejers hohe, jugendliche Gestalt stand schon in der Thür. Er drängte sich durch die Menge, das scharfgeschnittene Antlitz immer voran, als wollte

es Bahn brechen, und mit so einer gewiß angeboren hochmütigen Miene, die für den Augenblick ihm auch wirklich Platz schaffte.

Indes dauerte es nicht lange, so hatte eine starke, knochige Faust sich in den Stragen seiner Jacke ein und zog ihn wieder zurück. Nejers Entrüstung über diesen höchst unverschämten Angriff auf einen Zuhl war unaussprechlich. Doch hier gab es keine Zeit, die Kränkung hinabzuwürgen; hier setzte es neue Kniffe, Stöße, Schübe, Püffe von allen Seiten . . . Nur ging gar die Poppentafel in Fegen! Er rächte es durch einen Stoß, bei welchem sein Gegner die eisenbeschlagenen Fersen seiner Schuhe zu kosten bekam; die Folge davon war aber ein Griff an den Nacken und ein paar tüchtige Fußtritte, welche ihn weit nach vorwärts beförderten, so daß er an einen schwarzhaarigen jüngeren Seemann anslog, der drinnen im Bereich des Laternenlichtes stand und ihn mit den Worten empfing:

„Na, na . . . laßt ihn doch in Ruh! Seht ihr denn nicht, daß es nur ein Bub' ist? — Was sollst Du hier, junge Brut?“

Dieser Ausruf traf ihn tiefer als die schmachvolle Behandlung draußen im Gang. Gab es irgend etwas, das Nejer nicht sein wollte, etwas, dem Nejer nicht gleichen wollte, so war es wohl „ein Bub“ — er, der über achtzehn Jahre zählte und kraft seiner Stellung daheim eine ganze Bootsmannschaft führte!

Er schlich so schnell von dem hilfreichen Seemann weg, als ob er sich an ihm versengt habe, und glitt möglichst unbemerkt längs der Wand hinter die dunkle Reihe von Personen, welche dastanden und einander aus ihren Flaschen traktierten.

Mitten im Bachhaus nahm der Tanz seinen Fortgang. Polnisch, die Hände einander um die Seite gelegt, Walzer und Hamburger Schottisch! Die Weigen wetteiferten mit dem Stampfen der Wasserstiesel. Die Thranlampen an den Pfosten flackerten und rauchten im Luftzug und vom Dachgebälke hingen Horulaternen an Bindfaden in den qualmigen Dunst herab und leuchteten in die roten Gesichter, über welche unter den Mützen hervor der Schweiß rieselte . . . Fuselgeist und Tabaksdampf, die Ausdünstung von nassen Kleidern und der Geruch alter Feringe, die Feuchtigkeits des Salzes, das sie in einer Lake wässerigen Schmutzes unter ihren Füßen zertraten, — dies versetzte alles in einen heißen, schweren Branntweinebel, durch welchen man die Dinge nur matt unterscheiden konnte. Das Sprechen und Lärmen schwirrte rund um die Ohren. Im Dunkel drinnen sah man nur Salzfisten und leere Tommen.

Einige Vertreter von Handelshäusern und Fischmeister*) saßen bei ihren Bunschflaschen und spielten auf einem Kaffdeckel um die Feringe, die noch weit draußen im Meer standen. Sie und da erfrischten sie sich, indem sie einen Tanz mitmachten.

Nejer hatte einen harten Kampf mit seiner Schüchternheit, als es galt, an den feinen, eleganten Commis, welche hier saßen, ganz dicht vorbei zu passieren. Er litt an einer leicht verwundbaren Empfindlichkeit, hatte noch an seiner ungelungenen Gestalt, seiner unfertigen Stimme zu tragen und fühlte sich überall zu groß und zu auffallend. Daher blühte er sich, so gut er es vermochte, und hielt seine Miene so unerschütterlich ernst und fest wie ein Zollinspektor.

Vielleicht gerade durch diesen Umstand zog er die Blicke jener auf sich, deren Aufmerksamkeit er gern entgangen wäre. Als er an der Tonne vorübertrieb, vernahm er hinter sich: „Der da mit der Nase und mit dem Strick um den Hals, was für ein Wächtergen ist denn das?“

Die Leute umdrängten Nejer eben jetzt so sehr, daß er sich nicht rühren konnte; er hörte nur oder glaubte im Gejurre zu hören: „Zam Zuhls Sohn auf dem Kafford . . . ganz aus und fertig . . .“

Nejers Wangen glühten und in seinen Schläfen klopfte es. Ganz sicher war er nicht, ob er die letzten Worte gehört oder ob er in seinem Bewußtsein sie selbst hinzu-

*) Fischmeister, Watnehbass, vom holländischen baas, Vorstand oder Meister einer Gesellschaft von Fischern, welche die sehr kostspieligen Waten gemeinsam benützen.

gefügt . . . Das Gerücht konnte doch noch nicht bis hier heraus gelangt sein . . .

Er wagte es nicht, sich für länger umzudrehen, als für den Moment, den er brauchte, um den dicken fetten Karten- spieler zu betrachten, welcher jene Aufklärung gegeben: es war ein Fischerbaas vom Fjord ein paar Meilen unterhalb Håmmernäs.

Das „ganz aus und fertig“ legte sich ihm auf die Brust. . . Er machte den Versuch, den Nacken trotzig auf- zurichten. Ob es wirklich „ganz aus und fertig“ sei bei den Fuhlschen droben auf Håmmernäs, darüber würden die Würfel vielleicht doch erst jetzt fallen; hier ward es ihm aber trotzdem schwül, drückend.

Schon hatte er sich entschlossen, das Haus wieder zu verlassen, als eine plötzliche Bewegung im Gewimmel ihm gestattete, in den engen Ring hineinzusehen, wo sie Rundtänze tanzten.

Lang und schmal hing ein Mädchen am Arm eines frischen, kleinen, vierströtigen Heringsbaas, der eine Peajacke und einen Glanzhut trug. . . Ihr Haar ganz wirt, ihre Augen kohlschwarz. . . Nejer erkannte sogleich die Fischmagd von der Bachhansstühr. Sie tanzte geschmeidig; jedoch vorgebeugt und bleich, wie sie sich über den Arm ihres Tänzers lehnte, schaute sie aus wie eine lauende Skage, die sich zum Sprunge bereit macht. Dieser Ausdruck war auffallend und unwillkürlich drängte Nejer sich näher. . .

Wer weiß, was der hochgewachsene, elegante Commis ihr mochte angethan haben; genug, als er mit sicherer Miene heran kam, um sie zum Tanz zu holen, schlug sie ein Gelächter an, wandte ihm den Rücken zu und tanzte mit dem Haus- böttcher.

Daß solch' eine in Flicken gehüllte Fischmagd mit ein Paar Diebsaugen sich so dreist benehmen dürfte, dies, die Wahrheit zu sagen, empörte Nejer. Daheim hielt die dörfliche Sitte den Unterschied zwischen Mensch und Mensch ganz anders aufrecht. (Fortsetzung folgt.)

Berliner Seceßion.

Die Ausstellung der Berliner Seceßion bestätigt im allgemeinen wieder den Eindruck, den die Ausstellungen deutscher Künstler in der letzten Zeit überhaupt hinterlassen haben, daß gegenwärtig ein gewisser Stillstand auf dem Gebiete der Malerei in Deutschland eingetreten ist. Vor drei, vier Jahren glaubte man Ansätze zu bestimmten Stilentwicklungen beobachten zu können, die bis heute nicht nur zu keinen bemerkenswerten Ergebnissen geführt haben, sondern nicht einmal mehr weiter verfolgt zu werden scheinen. Andre neue Probleme, die ernsthaft künstlerischer Natur wären, werden von deutschen Malern auch nicht aufgeworfen; wohl aber macht sich eine verschiedene Versackung älterer Tendenzen geltend, und einzelne Künstler verzetteln infolge ihrer Sucht, nur immer etwas Neues oder wenigstens anderes zu schaffen, ihre ursprüngliche Begabung.

Die Seceßion darf dabei den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, von dem gegenwärtigen Schaffen der deutschen Maler nur das Beste zu zeigen. Andre Ausstellungen, wie etwa die diesjährige Dresdener, hinterlassen in ihrer deutschen Abteilung nicht entfernt den günstigen Eindruck wie sie. Was in der Großen Berliner Kunstausstellung sich wieder so überraschend stark hervorwagt, die Sensations- malerei, ist von ihr natürlich völlig ausgeschlossen; für die Aufnahme der Bilder waren in der That nur die künstle- rischen Qualitäten ausschlaggebend. Und es sind auch fast alle die besten deutschen Namen charakteristisch vertreten; man kann die Ausstellung also sehr wohl als Grundlage für eine allgemeinere Be- urteilung verwerten.

Der erste Eindruck war das starke Hervortreten der Kunst des Auslandes, die der Zahl nach durchaus nicht das Uebergewicht hat. Diese Empfindung hat sich immer mehr befestigt. Sieht man auch von den großen älteren Werken ab, die wir eingehend betrachtet haben, den Arbeiten der Renoir, Monet, Pissarro, Israels und Maris, so zeigen doch auch die übrigen Leistungen der Ausländer, die uns bereits durch die Ausstellungen der letzten Jahre vertrauter sind, ein Niveau, dem gegenüber die Arbeiten der deutschen Künstler als Ganzes sich nicht behaupten können. Man hat die Empfindung, daß in den ersteren eine viel intensivere künstlerische Kultur zum Ausdruck gelangt. Die Zeit ist vorüber, in der man, gleichsam in der Fremde über den Besitz neugewonnener malerischer Ausdrucksmittel wahllos das in der Natur Geschaute auf die Leinwandfläche über- trug. Reine künstlerische Werte werden stärker herausgearbeitet, aus dem ungeordneten Material der Natur werden die ästhetisch zu ver- wertenden Elemente herausgehoben und zu einem künstlerischen Ganzen umgeschaffen. Auf diesem Wege ist das Ausland, wie es in der Ausstellung vertreten ist, schon viel weiter. Diese Werke sind von vorn herein unter bestimmten künstlerischen Gesichtspunkten aus- geschaut, der Wert der farblichen und linearen Komposition ist in ihnen viel stärker in Betracht gezogen. Es ist bezeichnend, daß die

einzelnen Nationen sich in ihrer Kunst deutlich von einander ab- heben, indem sich in jeder eine gewisse Eigenart des Gesamtcharakters ausgeprägt hat, innerhalb deren sich erst die Individuen unterscheiden; es hat sich ein künstle- risches Niveau gebildet, auf das jeder gestellt wird, alle sind mehr oder weniger einer ausgeprägten künstlerischen Disziplin unterworfen. Einen solchen einheitlichen Charakter auch bei der deutschen Malerei der Gegenwart zu bestimmen, scheint un- möglich. Wer wollte aus alle dem, was deutsche Maler heute schaffen, einen einheitlichen Zug herausfinden, wie es uns bei den Franzosen, bei den Engländern ohne weiteres möglich scheint? Es sei denn, daß man den primitiven Naturalismus, das unbedingte Haft an Material der Natur, eine gewisse grobe Sachlichkeit, dafür nimmt! Während dies den einen als ein Zeichen mangelnder künst- licher Kultur erscheint, sehen die andern freilich in diesem Nicht- absehenkönnen vom Stoff einen Befreiungszug des deutschen Geistes.

Wie man darüber auch denken mag, die Tatsache bleibt jedens- falls bestehen und die jetzige Ausstellung lehrt sie besonders deutlich, daß verschiedene Tendenzen, die über den Naturalismus hinaus- zuführen schienen, bisher nicht zum Durchbruch gelangt sind. Was ist aus der neuen „Phantasielkunst“ geworden, die vor einigen Jahren zu erblicken schien? Nichts, nach den letzten Ausstellungen zu urteilen. Ein paar unglücklich schwächliche Bilder von Stoeving, Lippisch, Staffen, das ist alles, was — von Böcklin natürlich abgesehen — überhaupt in dieser Richtung genannt werden könnte. Und gerade auch bei diesen Bildern, die ihrem Stoff- gehalt nach über die Realität hinausführen, fällt ein kleinlicher Realismus, ein ängstliches Haft an Modell in erster Linie auf. Ein anderer Künstler, Ludwig von Hofmann, auf den man große Hoffnungen setzte, enttäuscht auch immer mehr. Seine jetzigen Bilder scheinen ihn als völlig haltlos zu erweisen; plötzlich hat er, Anregungen des letzten Winters folgend, die Technik gewechselt und malt nun in pointillistischer Manier leer dekorative Bilder, deren reizlose Farbengebung nichts von dem hält, was die glänzende foto- ristische Begabung einmal verheißen hatte.

Eine andre Tendenz, die sich vor einigen Jahren mit großer Entschiedenheit ankündigte, ist gleichfalls nicht an ihr Ziel gelangt. Man sprach damals mit einiger Klögligkeit sehr viel von der „Linie“. Nachdem die neue Farbenanweisung gewonnen sei, müsse nun auch die Linie wieder zu ihrem Rechte kommen. Man forderte überall auch lineare Komposition und verfolgte die Versuche von Malern wie Walter Leistikow, in einem eigenartigen Linienstil durchgeführte Landschaften zu malen, mit lebhaftem Interesse. Für die Malerei ist aber bisher nichts herausgekommen. Zum Teil ist diese Be- wegung allerdings in die dekorative Kunst und weiter zum Kunst- gewerbe abgeleitet. Leistikow selbst ist entschieden davon zurück- gekommen. Noch hat er in der Seceßion freilich ein Motiv aus dem Grunewald, das stark flüchtig behandelt ist und in dem die Konturen der Baumkronen für die Wir- kung missprechen; indessen ist diese Art schon weit entfernt von der früheren, bei der er mit direkt gezeichneten bizarren Linienführungen arbeitete. Aber auch in der jetzigen Gestalt bringt diese Malerei keine besondere Wirkung hervor.

Sind jedoch diese Bemühungen, über einen unbedingten Naturalismus hinwegzukommen, indem man in neue Bahnen ein- lenkte, gescheitert, so muß um so nachdrücklicher darauf hingewiesen werden, daß er bei einzelnen Künstlern eine außerordentliche Ver- tiefung und künstlerische Durchbildung erfahren hat. Allen voran ist Max Liebermann zu nennen. Man muß bewundern, mit welcher Frische und Energie der doch nicht mehr junge Künstler weiter arbeitet. In seinen letzten beiden Bildern: „Biergarten in Leyden“ und „Meiter am Strande“, hat er die Schwere, die seinen Arbeiten immer eigenförmlich schien, völlig überwunden. Die erstaunliche Lebendigkeit und die malerische Feinheit, besonders bei dem letztgenannten Bilde, die sichere und die springenden Punkte treffende Zeichnung, die vortreffliche Behandlung der Luft und des Wassers und die machtvolle Raumgestaltung, die den Blick tief hinein über die See bis zum Horizonte zieht, — das alles zeugt von einer künstlerischen Kultur, die dieses Werk in der That neben die Leistungen der Franzosen stellt. Hier finden sich die- selben ästhetischen Werte, die die Naturdarstellungen jener so hoch er- heben, die seine Komposition der Gruppe in den Raum hinein, das Abwägen der farblichen Werte zu einem geschlossenen Ganzen, der Rhythmus der Linienführung in der Reitergruppe, jene Elemente, durch die eine bloße Naturstudie erst zu einem Kunstwerk wird.

Was die Seceßion an guten Bildern enthält, legt den Schluß nahe, daß sich eine gesunde Fortentwicklung der deutschen Malerei in dieser Richtung bewegen wird. Es sind eine ganze Reihe von jüngeren Künstlern da, die durch eine starke Selbstbegeisterung weiter- kommen. Das Porträt und namentlich das Interieur erfreuen sich einer besonderen Bevorzugung. Auf dem letzteren Gebiet kommt ein Verlangen nach größerer Farbigkeit zu seinem Recht. Man findet in diesen Bildern wohl viele Dinge gehäuft, aber sie sind mit fein- entwickeltem Geschmack zu einem harmonisch bestimmten Ganzen geordnet. Emil Pottner, Christian Landenberger, Ulrich Hübner wären als Beispiele zu nennen. Dasselbe gilt von der Tierdarstellung, in der Rudolf Schramm-Zittau die Aufmerksamkeit immer mehr auf sich lenkt.

Auf das Wirken solcher Künstler wird man besonders zu achten haben. Niemals wird man so kurzfristig sein dürfen, die große kulturelle Bedeutung zu vergessen, die die moderne Kunstbewegung,

in der auch die Berliner Secession ein wichtiges Glied ist, für alle Zeiten hat. Stillstände können zeitweilig eintreten, unerfreuliche Erscheinungen können sich im einzelnen bemerkbar machen, und es ist nötig, daß man auf sie hinweist. Die ganze Kunstentwicklung wird heute als eine Entwicklung des Sehens aufgefaßt; jede folgende Künstlergeneration hat dem ererbten Schatz neue Offenbarungen des Farben- und Formensehens hinzugebracht. In dieser Entwicklung ist die im engeren Sinne moderne Malerei ein außerordentlich wichtiges Glied. Man vergleiche sie einmal als Ganzes mit dem vor ihr Erreichten, man verfolge die durch das ganze 19. Jahrhundert aufsteigende Entwicklung, und man wird erkennen, wie ganz anders das Sehen unserer Zeit gegenüber jeder früheren Stufe ist, welche eine Fülle von neuen Offenbarungen der Farbe und des Lichtes die moderne Malerei gebracht hat. Und was im großen gilt, das ist auch von jedem Maler, der unabhängig in die Welt schaut und der das Ersehnte gestalten kann, im Kleinen zu sagen: sein Werk bereichert unser Sehen — dies Wort im weitesten Sinne gefaßt — und erschließt uns so neue innere Werte. — —hl.

(Nachdruck verboten.)

Der Mann, welcher nichts that.

I.

Es war einmal ein Mann; der Mann that tagsüber nichts; mithin that er bei Tage auch nichts Böses. Nachts schlief er; also that er bei Nacht auch nichts Böses. Das war aller Ehren wert. Der Mensch soll im Leben nichts Böses thun. Darum konnte der Mann in Ruhe sein Mittagsschlafchen halten und nachts im Bette ruhig schlafen.

Ein gutes Gewissen
Ist das beste Anbessissen.

Der König im Lande hörte von dem Manne. Der Mann kam nämlich der Polizei verdächtig vor, weil er ein gutes Gewissen hatte, und die Polizei nichts Nachtheiliges über ihn in Erfahrung bringen konnte. Darum machte die Polizei einen Bericht an die Regierung über den Mann und legte eine Akte auf der Polizeistube an. Der Bericht enthielt wenig oder nichts, in der Akte stand gar nichts.

Der Polizeihauptmann ließ sich die Akte vorlegen und schrieb auf den Pappdeckel „Gesehen“ und darunter das Datum und seinen Namen; damit galt die Akte vorläufig als erledigt. — Der Wachtmeister aber in dem Stadtviertel, in welchem der Mann wohnte, erhielt eine Verwarnung und den Rat, in Zukunft besser aufzupassen und in allen Sachen mehr in Erfahrung zu bringen. —

Der König war neugierig, den Mann kennen zu lernen. Darum schickte er eines schönen Tages den Leibläufer aus, um den Mann in das Schloß zu holen.

Der Leibläufer lief die Straßen in der Stadt auf beiden Seiten auf und ab. Das mußte er auf Befehl des Hofmarschalles ein für allemal bei jedem Auslaufe thun, damit die Leute sich auf keiner Straßenseite vernachlässigt fühlten. Der Leibläufer hätte freilich viel bequemer mitten auf der Straße laufen können; dadurch hätten sich die Leute auch auf keiner Straßenseite verletzt fühlen dürfen. Der Leibläufer würde damit, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen und Zeit und Schweiß gespart haben. Der Hofmarschall war aber noch nicht auf den Gedanken gekommen, weil der Gedanke für einen Hofmarschall zu einfach war.

Alle Jungen liefen auf der Straße hinter dem Leibläufer her und riefen:

Hurra!
Der Herr Leibläufer ist da!

Endlich blieb der Leibläufer vor dem Hause stehen, in welchem der Mann wohnte.

„Gehen Sie nur hinein, Herr Leibläufer!“ riefen die Jungen; „wir warten so lange, bis Sie wieder herauskommen.“

Der Leibläufer nickte gnädig mit dem Kopfe und trat in das Haus.

Der Mann lag noch im Bette.

„Stehen Sie auf!“ sagte der Leibläufer und rüttelte den Mann.

„Was ist los?“ fragte der Mann.

„Sie sollen zum Könige kommen“, sagte der Leibläufer.

„Muß es gleich sein?“ meinte der Mann und redete sich im Bette, wie ein Fedel auf der Matze.

„Sie verstehen. Höchster Befehl“, sagte der Leibläufer.

Der Mann war mit einem Sprunge aus dem Bette.

„Ein Grasshüpfer hätte nicht besser springen können“, meinte der Leibläufer; „wenn Sie so weiter springen, so können Sie mit der Zeit noch Hofspringer werden.“

Der Mann wusch sich und zog ein reines Hemde über; ein reines Hemde geht über alles, gerade, wie ein reines Gewissen. — Dazu zog er das Sonntagszeug an.

„Sie sehen gut aus“, meinte der Leibläufer; „man braucht sich als königlicher Beamter nicht zu scheuen, mit Ihnen am hellen Tage über die Straße zu gehen.“

Hurra!
Der Herr Leibläufer ist wieder da!

riefen die Jungen vor dem Hause, als der Leibläufer mit dem Manne aus der Thüre trat.

Der Mann sah in dem Hinzug so vornehm aus, daß die Jungen vor Respekt mit einem Schlage müchtil waren. Niemand wagte zu sagen, ob der Mann ein Reichsgraf oder gar ein Fotograf war.

Alle Leute blieben auf der Straße stehen und sahen beiden bis an die nächste Straßenecke nach, ob schon das Stehenbleiben auf der Straße den Leuten bei Strafe des Verweises streng verboten war. Auf der Straße war indes weit und breit kein Schutzmann zu sehen; es war nämlich Frühshoppenstunde.

Der Leibläufer durfte freilich auf höchsten Befehl keinen Frühshoppen trinken, weil er Anlage zum Dickwerden hatte. Der Leibläufer trank wohl mitunter einen Schoppen, wenn der König es nicht sah; der Geist ist willig, aber das Bier ist heute gut und billig. Ein Trunk hin und wieder schadete zudem dem Leibläufer im Dienste nicht. Wenn das Bier anfang, ihn dick zu machen, so machte die Angst vor des Königs Born ihn flugs wieder dünn.

II.

„Führen Sie den Mann herein!“ befahl der König im Schlosse. „Haben Sie die Absätze vor der Treppe ordentlich rein getreten?“ fragte der Kammerdiener den Mann auf dem Vorplage; „man darf nie vergessen, daß man in einem Schlosse ist. Sie dürfen eintreten.“

Der Thürhüter, welcher mit einem Treppenbute auf dem Kopfe vor der Stubenthüre stand, stieß mit dem Stabe dreimal auf den Fußboden. Das bedeutet in einem Schlosse das Gleiche, wie wenn in einem Bürgerhause mit dem Finger an die Thüre geklopft wird.

„Herein, wenn es kein Schneider ist!“ rief der König in der Stube.

Der König war in guter Laune, weil er soeben nebenan in der Eßtube gefrühstückt und ein Glas Heurigen dazu getrunken hatte.

Der Mann machte in der Thüre eine Verbeugung.

„Das haben Sie gut gemacht“, flüsterte der Kammerdiener; „dafür dürfen Sie nachher dem Thürhüter einen Thaler geben; ich selber nehme als königlicher Beamter kein Trinkgeld.“

Der König saß in Hemdsärmeln mitten in der Stube auf einem Plüschessel und drehte die Daumen über der Weste umeinander. Der Sessel war im gewöhnlichen Gebrauch so gut, wie ein Thron in Civil. Ein König darf sich zu Hause nach dem Frühstück dreist vor den Unterthanen in Hemdsärmeln sehen lassen, weil ein König immer reine Wäsche hat. Dafür sorgt schon die Königin, wenn eine Königin im Schlosse ist; wenn keine Königin im Schlosse ist, so sorgen die Kammerfrauen dafür.

„Sie dürfen stehen bleiben“, sagte der König in gnädigem Tone; „darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?“

„Nein bin Nichtraucher“, sagte der Mann.

„Damit sparen Sie viel Geld“, meinte der König; „ist vielleicht ein Glas Wasser gefällig?“

„Ich trinke lieber Wein“, antwortete der Mann.

„Wenn Sie klug sind“, meinte der König; „was thun Sie tagsüber?“

„Nichts!“ sagte der Mann.

„Das ist wenig“, meinte der König.

„Wenig, aber herzlich“, erwiderte der Mann.

Die Antwort gefiel dem Könige.

„Wollen Sie ein Amt bei Hofe?“ fragte der König.

Wenn das Amt keine Arbeit und Mühe macht, recht gern“, antwortete der Mann.

Die Antwort gefiel dem Könige noch mehr.

„Sie sollen das Amt haben“, sagte der König; „was sagen Sie?“

„Danke!“ sagte der Mann.

Der König lachte.

„Damit ich es nicht vergesse; man wird als König leicht vergesslich“, meinte der König und machte einen Knoten in das Taschentuch. — „Sie brauchen nicht länger zu stehen; vergessen Sie nicht, die Thüre hinter sich zuzumachen.“

Der Mann empfahl sich.

„Ich gratuliere“, flüsterte der Kammerdiener auf dem Vorplage; „Sie dürfen den Thaler gleich mir geben; ich gebe nachher dem Thürhüter die Hälfte ab.“

III.

Der Mann erhielt das Amt, wie der König versprochen hatte.

Der Polizeihauptmann ließ sich am nächsten Tage die Akte auf der Polizeistube vorlegen und schrieb auf den Pappdeckel „Gesehen“ und darunter das Datum und seinen Namen. Zugleich befahl er, daß die Akte schleunigst zu den Akten gelegt werde. Das war ebenso gut, wie wenn die Akte niemals vorhanden gewesen wäre.

Der Wachtmeister in dem Stadtviertel, in welchem der Mann wohnte, erhielt einen Verweis und den Rat, sich in Zukunft nicht um Sachen zu kümmern, welche niemand angehen.

Der Mann hatte in dem Amte nichts zu thun. Darum stand er am Hofe in gleichem Range mit den Kammerjunkern, welche auch nichts zu thun haben.

Weil der König mit dem Manne in dem Amte sehr zufrieden war, so erhielt der Mann am Neujahrstage den Orden „Pro Nihilo“ und die Erlaubnis, den Orden bei Hoffestlichkeiten an einem weißen Bande zwischen Hemde und Weste zu tragen.

Das war eine große Auszeichnung.

Der Orden wurde gewöhnlich nur an Grafen und Kommerzienräte verliehen. Die Grafen mußten sechzehn Ähnen haben; die Kommerzienräte mußten mindestens vier Geldstränke haben. Was von den Ähnen nicht weit her war, das war Familiengeheimnis; was in den Geldstränken nicht vorhanden war, das war Geschäftsgeheimnis. Wofür der Orden verliehen wurde, das war Staatsgeheimnis. Daß der Besitz des Ordens bislang niemand klüger gemacht hatte, das war ein öffentliches Geheimnis.

Nun war der Mann den Kammerjunkern im Range vor. —
Wenn der Mann inzwischen vor Faulheit nicht gestorben ist, so lebt er aus Faulheit noch heute. —

Kleines Feuilleton.

— Neues vom literarischen Geschäft. Unter diesem Epithel schreibt ein Mitarbeiter der „Köln. Volksztg.“: Vor Weihnachten erhielt ich eine Lotterie-Offerte von einem Bankgeschäft aus Neustrelitz (Telegrammadresse: Dulatenmann!) zugesandt: „Ew. Hochwohlgeboren! Um meinen Kunden der Thüringer Lotterie in besonderem Maße entgegen zu kommen, habe ich mich entschlossen, zum bevorstehenden Weihnachtsfeste jedem meiner Besteller eine besondere Weihnachtsgabe in Gestalt eines künstlerisch und literarisch gleich wertvollen Wertes gratis zu übersenden, von dem mit Recht behauptet werden kann, daß es eine Perle in jeder Bibliothek und auf jedem Weihnachtsfest sein wird: Moderner Mufen-Almanach, herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Ein Sammelbuch deutscher Kunst. Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Vertreter des deutschen Schrifttums. Wer also das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden will, versuche sein Glück in der schon am 11. Dezember d. J. beginnenden 1. Klasse der Thüringisch-Anhaltischen Staats-Lotterie, bei welcher Hauptgewinne von ev. 700 000, 500 000, 200 000, 100 000 Mark usw. gezogen werden; es muß mehr als jedes zweite Los gewinnen! Ich gestatte mir, Ihnen einen Vezugschein auf ein Fünftel-Originallos zu übersenden, und lasse ich Ihnen sofort nach Eingang Ihrer Bestellung das Originallos zugehen, während der Verkauf des Mufenalmanachs am 20. Dezember stattfindet. Mit vorzüglicher Hochachtung . . . Es stehen auch ganze, halbe und Zehntel Lose zur Verfügung.“

Eine literarische That brachte das Frühjahr. Sobald die ersten Lerchen schwirrten, erhielt ich das umfangreiche Preisbuch eines Versand- und Ausstattungs-geschäftes durch die Post zugesandt, dem zu meinem freudigen Erstaunen ein vierseitiger Litteraturbericht eingefügt war: „Den Beziehern des . . . Preisbuches wird durch die Schlesijsche Verlagsanstalt von S. Schottlaender (A. & G.) in Breslau eine besonders günstige Gelegenheit geboten, gediegene Belletristik, wissenschaftliche Werke, Kunst- und Prachtwerke für kaum den sechsten Teil des Ladenpreises in gut erhaltenen Exemplaren zu erwerben.“ Und da glängen dem M. G. Conrad, D. Ernst, Wilhelm Jensen, Richard Voh und ähnliche Litteraturgrößen mit ihren Werken neben den Erzeugnissen sonstigen deutschen Gewerbetreibes: Unterjaden und Schürzen, Haus-, Flachs-, Bettuch- und Lederleinen, Kofettstühlen, und Filzhüten, Wäsche und Oberhemdblusen, Corbinnen und Regenschirmen. Des großen M. G. Conrad Leistung über die Muße im heutigen Italien wird zu 15 Pf. angeboten, während eine Antikervorbede 25 bis 30,75 M. kostet. Otto Ernsts Renegatin sucht für 50 Pf. Liebhaber und findet deren aller Wahrscheinlichkeit nach trotzdem weniger als selbst die Kindermühle „Repi“, obwohl die letztere fünfmal höhere Ansprüche an die Börse des Beziehers stellt. Bei W. Jensen schwankt der Kurs zwischen 0,30 und 1,50 M., alle drei aber sind im allgemeinen nicht nur auf ein Sechstel, sondern auf einen noch niedrigeren Satz gesunken; es ist ein großer Kurssturz. Dagegen haben sich die nicht-literarischen Artikel des Preisbuches nicht nur in der früheren Höhe gehalten, sondern es wird auch ausdrücklich jede Rabattvergünstigung ausgeschlossen . . .

— Warum fällt das Obst des Nachts in größerer Anzahl ab, als am Tage? Diese Frage ist wohl noch nicht erörtert worden, und doch ist die angeordnete Erscheinung, schreibt ein Mitarbeiter von „Haus, Hof und Garten“, eine so merkwürdige und auffallende, daß man vor einem Rätsel steht, wenn man sieht, wie in Obstgärten und Plantagen am frühen Morgen die Früchte in großer Anzahl, gleichsam wie hingestreut, unter den Bäumen liegen. Das Verhältnis ist ein so bedeutendes, daß man unbedingt darauf aufmerksam gemacht werden muß, denn es ergibt nach den bisherigen Beobachtungen die Anzahl des fallenden Obstes im Vergleich von Tag und Nacht das Verhältnis von eins zu fünf. Hierbei sei bemerkt, daß es sich natürlich nur um gut ausgereiftes und milder wärmelichiges Obst handelt, ebenso daß keine äußeren Einflüsse, wie Wind, starke Regengüsse zc. dabei mitwirken. Jeder, der Gelegenheit hat, darauf zu achten, wird finden, wenn er abends in den Obstgärten kommt, daß die Früchte nur ganz vereinzelt unter den Bäumen liegen, während des Morgens die Anzahl eine meist fünfmal größere ist. Das eine war bisher leider noch nicht genau festzustellen, ob der Abfall während der Nacht sich gleichmäßig verteilt, oder ob des Abends spät oder morgens früh beim Sonnenaufgang derselbe sich stärker zeigt. Würde letzteres stattfinden,

so müßte man natürlich annehmen, daß eine schnelle Abkühlung oder Erwärmung die maßgebenden Faktoren seien, indem durch größere Verbundung der Fruchtstiel entweder schneller eintrocknete oder durch die beim Sonnenaufgang bewegtere Luft eine Erschütterung bewirke. Das Abfallen der Früchte selbst ist eine Folge der allmählich nachlassenden Lebensfähigkeit, indem die Säfte im Herbst langsam ins Stoden geraten, die Früchte also nicht mehr größer und vollkommener werden. Es findet die Reife statt, der Fruchtstängel verholzt und löst sich mit der Zeit an der Abgliederungsstelle, die eine fortläufige Substanz bildet. Die Feuchtigkeit der Nächte bewirkt wahrscheinlich ein Anquellen der Korkehaut und damit ein stärkeres Abstoßen, als es am Tage stattfindet. Bei dem Abfallen der Früchte in unreifem Zustande können verschiedene Ursachen zu Grunde liegen, sei es langanhaltende Trockenheit des Bodens, die zuweilen eine förmliche Dürre an der ganzen Pflanze hervorruft, oder sei es mangelhafte Ernährung des betreffenden Baumes. Uebrigens findet in diesem Jahre das Abfallen in bedeutend stärkerem Grade als jemals statt, wie ich mich selbst in andern Obstbau treibenden Gegenden, z. B. in Süddeutschland und am Rhein, persönlich überzeugen konnte. Ich will mit meiner Auf-fassung über die Ursache des besprochenen Themas keineswegs Anspruch auf unbedingte Richtigkeit machen, es wäre im Gegenteil sehr wünschenswert, wenn auch von anderer Seite diesem Gegenstande die gebührende Aufmerksamkeit gezollt würde, und ich damit Veranlassung zu ferneren Erklärungen gegeben hätte. —

Humoristisches.

— Ländlich, sittlich. Pfarrer: „Aber, Herr Lehrer, was muß ich sehen, Sie rausen auch mit!“
Lehrer: „Ich muß schon, Hochwürden, sonst haben die Kinder gar kein' Respekt mehr vor mir!“ —
— Von der Schmiere. Ein Zuschauer (zur Stellnerin): „Mir bringen Sie nach der Vorstellung ein Schweinshälzl mit Kraut!“
Don Carlos (von der Bühne herab): „Mir auch!“ —
— Ein klassischer Piccolo. Gast: „Hoffentlich ist dieser Wein nicht mit Wasser vermischt?“
Piccolo (sich in die Brust werfend): „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu teil!“ — (Fleg. Bl.)

Notizen.

— „Todesstanz“ beistelt sich das neueste Drama Strindbergs; das Werk wird Ende dieses Monats im Buchhandel erscheinen. —
— Otto Julius Bierbaum wird, wie mitgeteilt wird, vom 1. November ab die künstlerische Leitung der „Lebenden Lieder“ im Trianon-Saal übernehmen. —
— Emanuel Reicher ist für das Alexanderplatz-Bunte Brett (Vauswein) als Interpret moderner Dichter, besonders Delle v. Liliencrons, engagiert worden. —
— Der Berliner Schriftsteller Paul Linsemann hat das völlig umgebaute Schiller-Theater in Kiel für die Zeit vom 1. April bis 1. September 1902 gepachtet, um mit einem eignen Ensemble eine Reihe von literarischen Novitäten zur Auf-führung zu bringen. —
— Joseph Lauff hat ein modernes Drama „Karwoche“ vollendet, das in Hamburger Stadt-Theater zum ersten-mal in Scene gehen wird. —
— Der erste „Amstabend“ des Teloplasma „Tragische Kunst“ findet am Freitag, den 27. d. M., im Künstlerhause statt. Zur Aufführung gelangen Gedichte, Lieder, Scenen, Instrumental-musik von Beethoven, Goethe, Heibel („Moloch“), Heibel-Schumann, Schiller-Schubert, Liliencron, Brahms, Liszt, Dehmel, Else Posker-Schüler, Richard Strauß und Peter Hille („Des Platonikers Sohn“). —
— Die „sechs großen sinfonischen Abonnements-Konzerte“ des Berliner Tonkünstler-Orchesters finden unter Leitung des Hofkapellmeisters Richard Strauß im Neuen Operntheater (Kroll) am 21. Oktober, 18. November, 16. Dezember 1901 und 13. Januar, 10. Februar, 10. März 1902 statt. —
— „Githana“, eine Oper von Dr. M. Oberleitner, Text von Wildenradt, gelangt noch im September im Kölnier Stadt-Theater zur Aufführung. —
— Die Aufführung des Hamburger Brahms-Denk-mals ist Professor Max Klinger in Leipzig übertragen worden. —
— Der französische Karikaturenzeichner G. de Toulouse-Lautrec ist dieser Tage in einer Pariser Irrenanstalt gestorben. —
— Eine eigenartige Todesanzeige findet sich in der Wabischen Presse. Sie lautet: „Im Januar d. J. wurde mir auf spiritistischem Wege (Skriftofop Arnold) die betrieblende Mitteilung gemacht, daß mein Bruder Emil Weber Ende vorigen Jahres bei Durban in Südafrika den Tod gefunden hat. Die amtliche Nachforschung hat bis jetzt ergeben, daß mein Bruder seit längerer Zeit vermisst wird, wovon ich Freunde und Bekannte hiermit in Kenntnis setze. Karlsruhe, September 1901. Wilhelm Weber, Kassler.“ —